



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Kronprinz Friedrich und Ernst Curtius : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Entwicklung, die Preußen in der Gerichtssprachenfrage durchgemacht hat, liegt als ein gewaltiges Stück deutscher Kulturgeschichte offen vor Aller Augen. Es wäre sicherlich nicht unbillig, von den Polen zu erwarten, daß sie die Tatsache anerkannten und sich den daraus ergebenden Folgerungen wenigstens nicht völlig verschlössen. Nichts ist — ein Beweis übrigens für die polnische Unfähigkeit zu kühl sachlicher, mit der Zeit rechnender, also Dauer versprechender Politik — weniger der Fall. Sie behaupten vielmehr ausnahmslos mit einer gegenüber den Tatsachen kaum glaublichen Verstocktheit, daß von Preußen allen ihren Angehörigen nationale Sonderrechte, insbesondere der unwandelbare Gebrauch ihrer Sprache verfassungsrechtlich zugesichert sei. Mit einer Dreistigkeit, die geradezu als Verhöhnung des preußischen Staats erscheint, hat der Polenführer Niegolewski das in seinem berüchtigten Antrage im Abgeordnetenhaus vom 22. April 1861, drei Monate nach dem Regierungsantritte Wilhelms, zum Ausdruck gebracht. Den Antrag sollten Deutsche nie vergessen. Deshalb sei er, daß er wieder weithin in Erinnerung gebracht werde, hier wörtlich wiedergeben. Er lautet: „Die preußische Regierung aufzufordern, dahin zu wirken, daß endlich wenigstens die nach dem positiven Völkerrecht garantierte territoriale Einheit des ehemaligen polnischen Gesamtstaats von 1772, sowie die den Polen innerhalb dieser Grenzen zustehenden nationalen und politischen Rechte zur vollen Geltung und Ausführung gelangen, und daß dieselben nicht fernereit willkürlich von den verpflichteten Mächten verkümmert werden.“

Das positive Völkerrecht, auf das sich die Polen zur Stütze ihrer nationalen Pläne beziehen, sollen die Abmachungen des Wiener Kongresses sein. Mögen sie einmal näher befehen werden.

(Fortsetzung folgt)



Kronprinz Friedrich und Ernst Curtius

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



ber seine Tätigkeit neigte sich dem natürlichen Ende zu. General von Unruh, der schon seit Jahren kränkelte, gab am 31. Januar 1849 seine Stellung auf und wurde durch den Obersten Fischer, einen den aristokratisch-konservativen Kreisen fernstehenden Offizier von liberalen Anschauungen, ersetzt, der es als seine Aufgabe betrachtete, seinen Zögling „auf seine eignen Beine zu stellen.“ Indem dann der Prinz am 3. Mai 1849 in die Leibkompagnie des ersten Garderegiments zu Fuß eintrat und am 3. Juni als Premierleutnant mit der Führung der Kompagnie beauftragt wurde, schoben sich für ihn natürlich militärische Interessen und militärische Leistungen in den Vordergrund. In klarer Erkenntnis dieser notwendigen Veränderung schrieb Georg Curtius am 20. Juli

an seine Eltern: „Ernsts Einfluß auf ihn kann jetzt nicht so groß sein wie früher, obwohl dasselbe freundschaftliche Verhältnis besteht.“ Auch sehnte sich Curtius selbst nach seinen wissenschaftlichen Studien zurück, die er seit 1844 doch nur mit großen Unterbrechungen hatte betreiben können. Seine Teilnahme für die politischen Ereignisse dieser bewegten Monate ist aus den wenigen mitgeteilten Briefen, die wohl nur eine Auswahl aus den vorhandenen sind, nicht recht zu erkennen. Weder die Ablehnung der Kaiserkrone am 3. April, über die am Hofe des Prinzen von Preußen ganz sicher viel verhandelt worden ist — gab er doch der Kaiserdeputation am Abend des entscheidenden Tages eine Soiree —, noch der schleswig-holsteinische Krieg wird erwähnt. Die Unionspolitik, die mit der Proklamation des Königs vom 15. Mai eingeleitet wurde, verfolgte Curtius nicht ohne Hoffnung (16. Mai); Radowiz, den eigentlichen Unionsminister, hörte er gelegentlich reden, und von der blind-legitimistischen „Camarilla“ wollte er nichts wissen. Als er am 27. August mit dem General von Gerlach, dem Präsidenten von Gerlach und Bethmann-Hollweg einer Taufe im Hause des Kabinettssekretärs Markus Niebuhr beigewohnt hatte, schrieb er: „Mir wurde vor schwarz und weiß ganz grau zumute.“ Auch „sein Prinz“ begann eine gewisse Selbständigkeit des politischen Urteils zu zeigen. Den General Gerlach, der ihm am 3. Mai beim Regimentsessen sagte, er beneide ihn um seiner Jugend willen, da er wohl noch das Ende des „absurden Konstitutionalismus“ erleben werde, überraschte er peinlich durch die trockne Entgegnung: „Es müsse doch eine Volksvertretung sein.“ (Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds von Gerlach I, 318/19.)

Noch einen großen Dienst leistete Curtius dem Prinzen. Schon im September 1848 hatte er den Vorschlag gemacht, ihn nach Bonn zu schicken, „damit er nicht zu sehr in brandenburgischer Familientradition aufwachse.“ Der Mutter, „der ersten preussischen Fürstin, die ihren Sohn dem deutschen Vaterlande erzogen hat,“ war das ganz nach dem Sinne, aber da noch kein preussischer Thronfolger eine Universität besucht hatte, im Unterschiede von den Prinzen anderer deutscher Dynastien, so gelang es erst ein Jahr später mit Hilfe des Obersten Fischer, die Erlaubnis durchzusetzen. Am 18. Oktober 1849 wurde Prinz Friedrich mündig gesprochen und feierlich in den Schwarzen Adlerorden aufgenommen; am 7. November traf er mit Curtius und seinem militärischen Begleiter in Bonn ein und bezog die Wohnung des Kurators im Universitätsgebäude, dem alten Residenzschlosse der Kurfürsten und Erzbischöfe von Köln.

In Bonn hatte Curtius nur noch die Aufgabe, den Prinzen in die Studien und in den Verkehr mit Professoren und Studenten einzuführen. Die unbefangene Liebenswürdigkeit und der natürliche Takt Friedrichs erleichterten ihm diese Aufgabe sehr. Er fand sich leicht und mit guter Laune in die ihm ganz neuen Verhältnisse hinein, besuchte gewissenhaft seine juristischen und historischen Kollegien, setzte sich mitten unter die Studenten, gab kleine Gesellschaften, verkehrte gern mit den Professoren und kneipte zuweilen mit den Vorussen. Fast immer trug er Zivil und begegnete allen mit gleichmäßiger

Freundlichkeit; aber wer sich dadurch verleiten ließ, den Prinzen in ihm zu vergessen, der konnte unter Umständen eine scharfe Abfertigung erleben. Von den damals außer ihm in Bonn studierenden drei Prinzen trat ihm Friedrich von Anhalt-Dessau am nächsten; aber als der begabteste erschien Curtius Prinz Georg von Sachsen (der gegenwärtige König), „leicht beweglich und gewandt, von sehr angenehmem Äußern, viel fragend und wohl unterrichtet.“

Noch einmal verlebte Curtius das Weihnachtsfest mit seinem Prinzen zusammen, diesmal im Schlosse zu Koblenz, beim Vater, dem Prinzen von Preußen, der am 15. September 1849 zum Generalgouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt worden war und nun dort seinen Sitz nahm. Mit dem Ende des Wintersemesters im März 1850 legte Curtius sein Amt nieder und ging nach Berlin zurück, um sich ganz seiner akademischen und wissenschaftlichen Tätigkeit zu widmen.

Während der nächsten beiden Jahre, die Prinz Friedrich noch in Bonn blieb (bis Ostern 1852), bildete sich in Koblenz, wohin am 17. März 1850 auch die Prinzessin Augusta übergesiedelt war, der kleine Hof seines Vaters, der in der preußisch-deutschen Geschichte dieses Jahrzehnts eine so merkwürdige Stelle einnimmt, denn an ihm ist nicht wenig von dem, was die Wiedergeburt Deutschlands seit 1858 eingeleitet hat, vorbereitet worden. Im bewußten Gegensatz zu dem Ministerium Manteuffel empfand Prinz Wilhelm mit seiner Umgebung (General von Griesheim, G. von Alvensleben, Roon, Oberst Fischer) „die rettende Tat“ von Olmütz als eine schwere Demütigung Preußens, und er richtete seinen Blick unverwandt auf die Zusammenfassung des außerösterreichischen Deutschlands unter preußischer Führung, deshalb auch auf die Neubildung der preußischen Armee, während er sich zugleich mit ehrlicher konstitutioneller Gesinnung durchdrang. Wenn für diese auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Politik, die für das, was Preußen in und für Deutschland zu erstreben hatte, wahrlich nicht erst der Belehrung durch einen Minister bedurfte, noch ein Beweis nötig wäre, so würde er durch des Prinzen höchst merkwürdige Denkschrift vom 20. Februar 1851 erbracht werden.*) Es war die Zeit, wo Augustas Einfluß am stärksten war. In den Familienbeziehungen zu dem parlamentarischen England und zu dem liberalen Baden darf man vor allem ihre Hand erkennen, im „Preußischen Wochenblatt“ fand diese Richtung ihr Organ.

Daß sich Prinz Friedrich im nahen Bonn solchen Einflüssen nicht entziehen konnte, liegt auf der Hand; er war von Jugend auf in dieser Richtung geleitet worden, und sie entsprach auch der Anschauung seines Erziehers Curtius. Mit ihm blieb er fortwährend in brieflicher Verbindung. Er be-

*) Zum erstenmal mitgeteilt von H. von Poschinger, Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858. Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel. Drei Bände. Berlin, Mittler und Sohn, 1902, im I. Bande 107 ff. Der Herausgeber hat diesmal seine Dokumente ohne Zwischentext, einfach nach der Zeitfolge geordnet, zusammengestellt und damit eins der allerwichtigsten Quellenwerke für diese Zeit geschaffen. Eine Tabelle bringt dann die Schriftstücke übersichtlich nach den Verfassern geordnet, und ein ausführliches Namenverzeichnis am Schluß erleichtert die Benutzung des ungeheuern Materials.

richtete ihm über seine Kollegien, die er meist gewissenhaft ausarbeitete, hob dabei vor allem den Einfluß hervor, den der Staatsrechtslehrer und Historiker Clemens Theodor Berthes, Kroons Freund, in immer steigendem Maße auf ihn gewann, schilderte befriedigt, wie er gerade im letzten Studienwinter (1851/52) in seiner innern Entwicklung „wacker vorwärts schreite,“ wie ihm „die Schuppen von den Augen fielen.“ Dagegen ließ Curtius, der gleich im ersten Briefe (Mitte März 1850) schrieb: „Gebrauchen Sie mich, so bin ich Ihnen immer mit allem, was ich bin und kann, zu Diensten, so oft Sie ein freies, einfaches Wort hören wollen,“ gelegentlich noch Ermahnungen einfließen, wie die, er möge sein Herz von allen Kleinlichkeiten und Außerlichkeiten frei machen, mit männlichem Ernst und voller Kraft seine Lebensaufgabe an jedem Morgen neu beginnen, oder die andre (20. März 1851): „Lassen Sie keinen Morgen zum Abend werden, ohne etwas Bestimmtes und Bedeutsames gelernt, ohne einen Grundsatz Ihres Lebens neu befestigt, ohne einem Ihrer Mitmenschen etwas Gutes erwiesen zu haben.“ Oder er rief ihm (Januar 1852) das männlich offene Wort zu, „daß ein Fürst um so gerechtern Anspruch auf die Ehrfurcht seiner Untertanen hat, je mehr er selbst denen Pietät und Treue beweist, welchen er sich zur Dankbarkeit verpflichtet glaubt.“ Als das Studium des Prinzen zu Ende ging, hielt er ihm (30. Dezember 1851) den Satz vor: „Alle Charakterbildung beginnt damit, daß man weiß, was man unter keinen Umständen tun werde. Ist man sich darin klar und sicher, dann wird das, was man in einzelnen Fällen zu tun hat, auch klar werden, dann bildet sich auf fester Grundlage ein fester männlicher Wille.“ Auch über politische Fragen fiel manches offene Wort. Als im November 1850 der Kampf um die Union bevorzustehn schien, der König sein Heer unter Waffen gerufen hatte, da schrieb Curtius am 15. November: „Der entscheidende Moment naht unwiderruflich: entweder sinkt Preußen durch Schwäche und Unentschlossenheit von der halberstiegenen Stufe einer Großmacht herunter zu einem fremden Einflüssen untergeordneten Staate, oder es muß zu seiner Ehre und zur Rettung des protestantischen und verfassungsmäßig geordneten Deutschlands den Kampf wagen, um seinen historischen Beruf zu erfüllen und der Kern eines neuen Deutschlands zu werden,“ und nach Olmütz am 30. Dezember 1850: „Wie gern wüßte ich, wie Ihnen zumute ist in diesen Tagen, die allen Deutschen, die nicht Österreicher sind, schwer aufliegen: einem Prinzen aus dem Geschlechte der großen Kurfürsten und Könige müssen sie doppelt und dreifach schwer sein.“ Der Prinz erwiderte unter demselben Datum aus Koblenz angesichts der „freien“ Dresdner Konferenzen, aus deren endlosen Verhandlungen endlich die einfache Wiederherstellung des Bundestags mit allen seinen Mängeln hervorging: „Ich glaube immer, daß über kurz oder lang durch das Schwert endlich die Entscheidung herbeigeführt werden wird, wenn dasselbe energisch geschwungen werden kann.“ Wie warm der Prinz an seinem frühern Erzieher hing, das bewies seine herzliche Teilnahme an dessen häuslichen Freuden und Leiden: seiner Vermählung mit Auguste Besser (22. März 1850), der Geburt seines Sohnes (7. Juli 1851), der nach seinem Paten, dem Prinzen, den Namen erhielt, dem raschen Tode

der Frau (10. August), dem Tode seiner alten Mutter, deren Friedrich sich mit „Verehrung und Hochachtung“ erinnerte (28. Januar 1851).

Mit der Rückkehr des Prinzen nach Berlin zu Ostern 1852, die beide wieder einander räumlich näher brachte, wurden die Briefe begreiflicherweise seltener, die Gelegenheit zu persönlicher Begegnung häufiger. So erschien der Prinz am 12. Februar 1853 zur Feier der Vermählung von Curtius mit Klara Reichhelm und brachte selbst den Trinkspruch auf das Paar aus. Die aus diesen Jahren sonst mitgeteilten wenigen Briefe beziehen sich meist auf Familienangelegenheiten oder sonstige persönliche Dinge; ausführlich schreibt Curtius an den Prinzen am 20. März 1856, um ihm mitzuteilen, daß er den Ruf nach Göttingen angenommen habe, nachdem das preußische Kultusministerium zu spät Neigung und Mittel gefunden habe, seine berechtigten Ansprüche in Berlin zu befriedigen; doch bleibe er ein „guter Preuße,“ bleibe dem Prinzen „mit unverbrüchlicher Treue verbunden“ und werde, wenn man in Preußen einmal seiner Dienste bedürfen sollte, „gereifere Kräfte und größere Erfahrungen anbieten“ können. Von nun an werden die Briefe wieder häufiger, aber die Reihe ist unvollständig, denn der Prinz nimmt nicht selten auf Briefe seines Lehrers Bezug, die sich in dieser Sammlung nicht finden. Gelegenheit zu brieflichen Mitteilungen ergab sich um so mehr, als diese Jahre für Friedrich sehr bewegte waren. Damals verlobte er sich 1855 mit Viktoria von England, er war 1856 in Moskau zur Krönung Alexanders des Zweiten, er begrüßte — nicht ohne Widerwillen — Napoleon den Dritten in Paris und berichtete über seine Eindrücke sehr offen an Curtius, denn diesem gegenüber ließ er sich mit Bewußtsein „gehn.“ Curtius wiederum widmete ihm damals „in Treue und Ehrerbietung“ seine Griechische Geschichte, sein Lebenswerk, deren erster Band im Oktober 1857 erschien. Wenig Tage nachher, am 9. Oktober, mußte ihm der Prinz die schwere Erkrankung des Königs melden, die seinen Vater zunächst zur Stellvertretung berief. Unter so ernststen Umständen vollzog er am 25. Januar 1858 seine Vermählung in der Kapelle des St. Jamespalastes zu London und zog am 8. Februar in Berlin ein. Zu dieser glänzenden Feier Curtius einzuladen verzichtete er, weil „wir während jener Tage so gut wie nichts voneinander haben würden.“ Erst im März kam Curtius zum Besuch des jungen Paares nach Berlin. „Die junge Prinzessin, schrieb er am 30. März seinem Bruder, ist eine kleine gescheite Person, einfach und natürlich in ihrem Wesen, munter und frisch. Sie hat schöne, kluge Augen, und der Schwiegervater sagte mir sehr naiv, er könne selbst noch viel von ihr lernen.“ Das Glück des Paares vollendete die Geburt eines Sohnes, des jetzigen Kaisers, am 27. Januar 1859, und ein Jahr danach, am 18. Januar 1860, schrieb der Prinz an Curtius voller Vaterfreude über seinen „herzigen Jungen, der als Einjähriger mit jedem Tage neue Beweise der Entwicklung seines kleinen Verstandes gibt.“

Aber auch die Hoffnung, daß der neue Hof ein Mittelpunkt regen geistigen Lebens und geistiger Interessen werden möge, erfüllte sich. Der Privatsekretär des jungen Paares war von Anfang an Ernst von Stockmar aus Koburg (geb. 1823), der gründlich und vielseitig gebildete, uneigennützig pflichttreue

Sohn Christian von Stockmars, „das erste Exempel eines wissenschaftlich gebildeten Sekretärs am preussischen Hofe,“ „der einzige, der daselbst die höhern Interessen vertritt,“ wie Curtius schrieb, und in dieselbe Stellung war schon im Oktober 1857 bei der Prinzessin Augusta sein eigener Zögling Johannes Brandis (geb. 1830) eingerückt, einer der Begründer der altorientalischen Forschung in Deutschland. So fehlte es niemals an Anregung. Schon bei Curtius erster Anwesenheit im März 1858 hielten Gneist und F. G. Droysen Vorträge vor dem Prinzregenten und den Seinigen, der eine über Tocqueville und die Veranlassungen der französischen Revolution, der andre über seine Arbeiten in preussischen Archiven, woran sich „eine sehr ungezwungne, lebhaft Unterhaltung“ schloß. Auch literarische Themata behandelten Prinz und Prinzessin Friedrich gern, sie ließen sich Shakespeares Macbeth vortragen, sie genossen Lessings Nathan „unbeschreiblich,“ sie begeisterten sich für Kaulbachs Wandgemälde im Neuen Museum, vor allem für das damals (1860) eben entworfne Zeitalter der Reformation. So fiel es Curtius nicht schwer, den Prinzen für seine eignen wissenschaftlichen Pläne zu interessieren. „Er war bereit, für die neue Dotierung des römischen Instituts seinen Einfluß sofort geltend zu machen, und auch für meinen Plan, preussische Schiffe zu anti-quarischen Untersuchungen in Griechenland und Kleinasien zu benutzen, fand ich günstiges Gehör.“ (30. März 1858.)

Freilich schien die Zeit wenig angetan zu weitaussehenden Unternehmungen dieser Art. „Die Gegenwart befriedigt niemand, sagt Curtius in demselben Briefe, es ist eine schauerliche Leere, und nur durch schwere Zeiten, welche zu Entschlüssen zwingen, das fühlt man, kann es besser werden.“ Da übernahm Prinz Wilhelm nach dem königlichen Erlaß vom 7. Oktober 1858 die Regentschaft „mit alleiniger Verantwortung gegen Gott“ und berief das liberale Ministerium Hohenzollern. In glücklichster Stimmung schrieb Curtius am 18. November darüber an seinen Bruder: „Wer konnte sich früher denken, daß der Prinz von Preußen derjenige Fürst sein würde, der zuerst aus freiem Antriebe und eigenstem Entschlusse ein liberales Ministerium bildet, der die große intelligente Mehrheit des Landes als maßgebend anerkennt. — Mich freut es namentlich für meinen jungen Prinzen, daß er nicht unmittelbar aus dem frühern Regiment oder einem dem ähnlichen Reaktionschlendrian zur Übernahme der Regierung berufen wird. Wie schön löst nun der Prinz das Wort, das er mir zu Ostern sagte, er wolle seinem Sohne die Bahn ebnen und ein ehrliches Verfahren wieder in Preußens öffentliche Zustände einführen.“ Denn weder der Regent selbst, der schon die Sechzig überschritten hatte, noch irgend jemand sonst erwartete damals etwas andres, als daß seine Regierung der Übergang zu der seines Sohnes sein würde. Dann konnte sich der Geist, worin dieser von der Mutter erzogen worden war, vollständiger entfalten als damals, wo Augusta selbst bekannt hat, wenn sie dem Prinzen einen Wunsch äußere, tue er gewiß das Gegenteil, wo dieser, wie Otto von Manteuffel noch von der Zeit der Stellvertretung berichtet, „sich seine Selbständigkeit zu wahren wußte.“ Nur auf die Bildung seiner Umgebung übte sie Einfluß.

Auch der Prinz Friedrich fühlte sich mächtig gehoben durch seine neue

Stellung, durch das Vertrauen, das ihm der Vater schenkte, indem er ihn zu den Sitzungen des Staatsministeriums zuzog (8. Januar 1859). Freilich stellte das Jahr 1859 den Prinzregenten auf eine schwere Probe, da die stürmisch erregte Volksstimmung namentlich in Süd- und Mitteldeutschland das Eintreten des Deutschen Bundes, also auch Preußens für Österreich forderte, während dieses doch Preußen jedes Zugeständnis verweigerte. Auch Curtius fürchtete vor allem die Übermacht Frankreichs und hatte kein Vertrauen zu dem liberalen Ministerium (28. Juli 1859), verteidigte aber möglichst die meist hart angefochtene, ja verurteilte Politik Preußens. Mit Zuversicht erfüllte ihn wieder die feste Haltung, die der Prinzregent in Baden-Baden, zum erstenmal umgeben von fast allen deutschen Fürsten, im Juni 1860 gegenüber Napoleon dem Dritten gezeigt hatte, und er war hoch erfreut über einen eigenhändigen (leider hier nicht mitgeteilten) Brief des Prinzen aus Wildbad, worin „dieser sein ganzes Regierungsprogramm charakterisierte“ und „bescheiden aber zuversichtlich von dem »kleinen Siege sprach, den er in Baden gewonnen« habe, obwohl bei dem bekannten Charakter »des momentanen Herrschers in Frankreich« eine eigentliche Sicherheit nicht vorhanden sein könne.“ Besonders erhebend wirkte dann auf ihn die persönliche Teilnahme des Regenten an der fünfzigjährigen Jubelfeier der Berliner Universität im Oktober 1860. „Ich kann aus vollem Herzen bezeugen, daß die Anrede des Regenten an die Abgeordneten der deutschen Universitäten das Gelungenste von allem war. Man hatte überhaupt den Eindruck von einem Staate, in welchem Fürst und Volk zusammenstehn, und in welchem alle Bedingungen einer stetig wachsenden Größe vorhanden sind, einen Eindruck, wie er begreiflicherweise in diesem Augenblicke nur in Berlin gewonnen werden kann“ (19. Oktober 1860).

So begrüßte er mit froher Zuversicht den Thronwechsel des 2. Januars 1861, der seinen Zögling zum Kronprinzen erhob. Curtius Glückwunsch war der erste Brief, der diesem unter dem neuen Titel überbracht wurde, und mit Stolz sah der Sohn zu dem erprobten Vater empor, während er von sich selbst schrieb: „Meine neue Stellung hat mich von der Trauerstunde, die meinem Vater die Krone auf das Haupt drückte, so lebhaft an meine heiligen Verpflichtungen gemahnt, wie die frühern reichen Hinweisungen auf meine Aufgabe noch nie zuvor. — Mir kommts vor, als sei ich im letzten Vierteljahre gereifter, klarer, auch vorurteilsfreier geworden“ (3. Februar 1861). Königin Augusta aber, mehr gedrückt als gehoben von der neuen Stellung, „zu der ich die ausreichenden Kräfte vermisse,“ dankte Curtius für den Einfluß, den er auf die Erziehung ihres Sohnes ausgeübt habe (27. Februar 1861). Das neue Regiment erfüllte ihm denn auch unter eifriger Mitwirkung des Kronprinzen einen längst gehegten Herzenswunsch. Am 2. Juli 1861 konnte ihm der Kronprinz mitteilen, daß die Mittel für eine gründliche Untersuchung der Akropolis aus dem Dispositionsfonds bewilligt seien, und im Frühjahr 1862 ging Curtius selbst mit einem ganzen Stabe von Gelehrten und Offizieren nach Athen.

Schon bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin während des Januars hatte er dort „Verwirrung und Schwanken“ bemerkt, der „Konflikt“ war da.

Mit der alten Unfähigkeit des liberalen deutschen Bürgertums, Machtfragen zu begreifen, geschweige denn die Macht selbst zu ergreifen, versäumte damals die liberale Partei Preußens die unwiederbringliche Gelegenheit, durch Bewilligung der für ihre eignen nationalen Ziele unbedingt notwendigen Heeresreform ihre Macht dauernd zu befestigen, die Regierung König Wilhelms, die für sie so verheißungsvoll begonnen hatte, in ihrem Sinne zu lenken. Schon im März 1862 berief der König, der doch selbst gestand, „daß ihm nach den roten Republikanern keine Leute so verhaßt seien, wie die Kreuzzeitungsleute“ (Curtius, 13. Januar 1862), das schon konservativ gefärbte Kabinett Hohenslohe, und im September stellte er nach schwerem innerm Kampfe einen Kreuzzeitungsmann, Otto von Bismarck, an die Spitze des Ministeriums. So geriet der Kronprinz in die schwierigste Lage. Von der Notwendigkeit der Heeresreform war er gerade so gut überzeugt wie der König (an Curtius 3. Februar 1861), aber durch seine ganze Erziehung und durch seine Charakteranlage war er für die liberale Staatsauffassung gewonnen worden („er war sehr menschenfreundlich und aus Menschenfreundlichkeit liberal,“ urteilte später einmal Fürst Bismarck); durch den Einfluß seiner jungen Gemahlin, seines Schwiegervaters und Stockmars wurde er in dieser Auffassung noch mehr befestigt.*) Der Gedanke, mit der im Landtage vertretenen gebildeten Mehrheit seines Volks in Kampf zu geraten, war ihm schrecklich, und nur als Vorkämpfer des liberalen Prinzips sollte Preußen Deutschland leiten; jede Andeutung von Annexionen wies er weit von sich, und der Grundgedanke seiner auswärtigen Politik war das Einvernehmen mit England.

Es standen einander eben zwei Anschauungen vom Staate gegenüber, die hart politische, die das Wesen des Staats in der Macht, seine erste Aufgabe in der Selbstbehauptung sieht, deshalb auch eine möglichst starke Staatsgewalt will, und die aus der Bildung der Aufklärungszeit erwachsene, auch die Zeit unsrer klassischen Dichtung beherrschende individualistische, liberale, die die möglichste Freiheit des Einzelnen mehr vom Staate als im Staate verfißt und in der Förderung der persönlichen Entwicklung, also auch der Kultur seinen Hauptzweck erkennt, deshalb eine möglichst ausgedehnte Teilnahme des Volks an der Regierung für selbstverständlich hält. Der edelste Staat wird natürlich der sein, der beide Aufgaben löst, und er war Curtius Ideal; aber in Zeiten der Krisis wie die damalige, wo das Fortbestehn der deutschen Nation auf dem Spiele stand, mußte die erste hinter der zweiten zurücktreten. Gewiß war es ein Verhängnis, daß die Grundlagen der deutschen Einheit im Widerspruch mit der großen Mehrheit der gebildeten Deutschen geschaffen werden mußten, aber das war nicht die Schuld des preußischen Königtums, sondern der mangelhaften politischen Schulung der Deutschen, die wieder in ihrem ganzen Entwicklungsgange begründet war, und es war unendlich wichtiger, der Nation eine brauchbare Gesamtverfassung zu geben, als den unklaren, widerspruchsvollen Strömungen ihrer Mehrheit zu folgen.

*) Daß sie durch solche Einwirkungen nicht erst in ihm begründet worden sei, betont mit Recht Philippson S. 297.

Daß er kein Staatsmann sei, hat der Kronprinz gerade in diesen Jahren des Konflikts bewiesen. Genau so wie die Liberalen glaubte er weder an die Dauer noch an die Leistungsfähigkeit des Bismarck'schen Regiments, ja er sah in ihm eine Gefahr für die Krone, hat also den Kern des Gegensatzes gar nicht erfaßt; er hielt sich deshalb von jeder Einmischung möglichst fern, um, wenn das ihm widerwärtige Ministerium zusammenbrach, intakt vor sein Volk treten zu können. Nur einmal, am 5. Juni 1863 zu Danzig, sprach er sich in seiner Erwiderung auf die Anrede des Bürgermeisters Winter („des Bismarck's von Danzig,“ wie man ihn dort später nannte) öffentlich gegen die Preßordnungen vom 1. Juni als verfassungswidrige und ungesetzliche Maßregeln aus, zog sich aber dadurch den strengen Tadel des Vaters zu*) und hielt sich seitdem ganz im Hintergrunde; nur gegen Vertraute wie Curtius äußerte er sich offen, wie am 26. Juli 1863 über seine Danziger Rede. „Ich suche mich zu verkriechen, wie ich nur kann, schrieb er dann wieder am 1. November von Inverarey, einem Schlosse des Herzogs von Argyll im schottischen Hochlande aus, weil ich mit Bismarck nichts zu tun haben will und doch alles vermeiden muß, so lange es irgend geht, einen offenen Bruch mit der Regierung offiziell darzutun.“ Wie merkwürdig nun, daß der Gelehrte hierin viel richtiger urteilte als der preußische Thronfolger! Schon am 14. Oktober 1862 schrieb Curtius an seinen Bruder Georg: „Die Kammer hat das hohenzollernsche Königtum an seiner empfindlichsten Stelle, in seiner kriegsherrlichen Eigenschaft, zu beugen versucht. Das konnte nicht gelingen. Die Kammer hat die leidige Erbschaft ihrer Vorgängerin, das unselige Kompromiß [Bewilligung der vermehrten Heeresausgaben auf nur ein Jahr] mit seinen notwendigen Konsequenzen nicht übernehmen wollen. Sie war vollkommen im Rechte, aber dieser rücksichtslose Formalismus bringt die ganze Entwicklung Preußens auf lange Zeit, wie ich fürchte, in die bedenklichste Stockung, verleidet dem König seinen ehrlich gemeinten Anlauf zu verfassungstreuer Haltung, bringt den Gegensatz zwischen Heer und Volk zur gefährlichsten Spannung, ruft bei vielen, auch Unbefangenen, eine Abneigung gegen den Konstitutionalismus hervor und zwingt die Regierung in die gefährlichsten Bahnen hinein. Denn daß eine Rücknahme der neuen Organisation unmöglich sei, konnte niemand verkennen. Sich die zweijährige Dienstzeit von Wortführern der Kammer oktroyieren zu lassen, dazu läßt sich ein preußischer König nun einmal nicht bereit finden, und so lange die Person des Königs der Hauptfaktor im Staatsleben ist, muß man diese, wie sie ist, mit in die Rechnung hereinziehen.“ Er nahm den ganzen „Konflikt“ überhaupt so wenig tragisch wie Bismarck. Als er zu Anfang April 1863 einmal wieder in Berlin war, fand er, daß man dort „unwillkürlich ruhiger“ werde; er ging mit Sybel ebensogut um wie mit Graf Eulenburg und ließ sich vom Kronprinzen „die vergeblichen Bemühungen Bismarck's und Eulenburg's, seiner Zustimmung gewiß zu werden,“ auseinandersetzen. Jedenfalls gewann er die Überzeugung, „daß die Grundfesten des Staats noch nicht erschüttert“ seien.

*) Siehe darüber das bekannte Kapitel „Danziger Episode“ in Bismarck's Gedanken und Erinnerungen I, 316 ff.

Auch die schleswig-holsteinische Frage, bei der der Kronprinz von dem Standpunkte des fortschrittlichen Liberalismus ebensowenig loskam wie in der Beurteilung des „Konflikts,“ faßte Curtius viel klarer und zuversichtlicher als dieser auf. Während der Kronprinz anfangs keinen bessern Ausgang erwartete als 1850 (10. Dezember 1863), sprach Curtius schon am 16. Dezember die feste Hoffnung aus: „Schmählich verlaufen kann doch diese Bewegung nicht mehr,“ und er bezeichnete am 24. Januar 1864 die Absendung der großen schleswig-holsteinischen Deputation an die deutschen Fürsten, die damals durch Göttingen fuhr, als völlig zwecklos. „Viel wichtiger wäre gewesen eine aus den konservativsten Elementen bestehende Deputation nach Berlin, um vor dem König persönlich Zeugnis abzulegen, daß die Bewegung keine demokratische sei.“ Als er nach der Befreiung der Herzogtümer im Januar 1865 nach Berlin kam, schrieb er dem Bruder freudig: „Man fühlt, daß dort der ganze Schwerpunkt der deutschen Geschichte liegt. Hier wird gehandelt, hier werden große Ziele verfolgt, während überall sonst nur räsoniert und protestiert wird. Alle, auch die Exminister, auch die Mitglieder der Opposition, erkennen den ungeheuern Fortschritt an, daß Preußen wieder Macht hat und Machtbewußtsein. Es wird sich zeigen, wie nun der innere Kampf verläuft. So dunkel noch der Ausgang dieser Verwicklungen ist, so glaubt doch alles an die Zukunft Preußens. Die Freiheiten können zeitweilig verkümmert werden, eine dauernde Einbuße auf diesem Gebiet ist nicht zu besorgen; aber die Gelegenheiten, Macht zu gewinnen, gehn oft rasch und unwiederbringlich vorüber. Freuen wir uns, daß jetzt wenigstens das eine gewonnen ist, und die deutsche Geschichte aus träger Stagnation, aus einer unerträglichen Misere kleinstaatlicher Eiferfüchtelei in neue Bahnen gelenkt ist.“ Auch dem Kronprinzen gegenüber betont er in seinem Glückwunschschreiben zum Neujahr 1866: „Auf Preußen beruht die ganze Zukunft des Vaterlandes“; den innern Konflikt freilich wünscht auch er im Sinne der „zu Recht bestehenden Ordnung“ gelöst zu sehen, sonst bleibe Preußen trotz alles Waffenruhms schwach. Den Ausspruch des Königs von den „moralischen Eroberungen“ eignet auch er sich an.

Die gewaltigen Erschütterungen des Jahres 1866 trafen Curtius ganz persönlich, denn im Juni erlebte Göttingen die bewegtesten Tage seiner Geschichte. Gerade hier jagten sich damals Nachrichten und Ereignisse in bestäubender Hast. Am 14. Juni gegen Abend wurde die entscheidende Abstimmung am Bundestage gemeldet, bei der sich Hannover gegen die allgemeine Erwartung auf die Seite Österreichs gestellt hatte, am 15. Morgens gingen die letzten Truppen der kaiserlich königlichen Brigade Kalik durch, die Holstein vor den einmarschierenden Preußen räumte; am Abend kam die Nachricht, daß diese bei Harburg die Elbe überschritten hätten, noch in der Nacht trafen die ersten hannoverschen Bataillone auf dem Rückzuge in Göttingen ein, am Morgen des 16. König Georg, und ununterbrochen folgten nun die Truppen, die ihm, wenn sie die Weenderstraße entlang an seinem Quartier in der „Krone“ vorüberzogen, mit klingendem Spiele salutierten. Noch an diesem Vormittag empfing er die Professoren der Universität. Erst am 21., als die völlig unvorbereiteten Truppen einigermaßen in schlagfertigen Zustand versetzt worden

waren, trat er „die abenteuerliche Anabasis ins preußische Gebiet“ an, die bei Langensalza ihr tragisches Ende fand. Auf welcher Seite Curtius mit seinen Sympathien und Wünschen stand, das verhehlte er niemand, aber die Unversität schied sich in erbitterte Parteien, die sich so unveröhnlich gegenüberstanden „wie zwei Konfessionen.“ „Mich erfreut die Tatsache, daß ich auf der nationalen Seite im ganzen überall Ruhe, Besonnenheit, Klarheit, Mäßigung finde, während auf der andern Seite die unsterblichen Motive, die instinktartigen, blinden Triebe des Hasses usw. vorherrschen“ (3. August). An den Kronprinzen schrieb er in diesen Wochen mehrmals, doch ist leider keiner von diesen Briefen mitgeteilt worden, vielleicht auch nicht erhalten. Der Kronprinz antwortete zusammenfassend erst am 8. Dezember 1866 in einem langen Schreiben, das sicher zu den seltsamsten Dokumenten dieser bewegten Zeit gehört. Der Sieger von Königgrätz hatte an dem Errungen weder eine rechte Freude, noch setzte er große Hoffnungen darauf. Der gewaltige Sommer von 1866 erschien ihm wesentlich als die Zeit, wo „unser teures, großes, deutsches Vaterland sich zerfleischte, und schließlich nach den blutigen Siegen unsrer Waffen nur ein Halbwerk zustande kam.“ Nicht einmal die Erreichung eines beabsichtigten Ziels wollte er in dem Ergebnis sehen. „Jetzt hat die Vorsehung Preußen plötzlich beim Schopfe erfaßt. Niemand trachtete ein Ziel zu erreichen, wie dasjenige, welches unser Waffenglück und der gesunde kernige Sinn der Bevölkerung uns zu erlangen ermöglichten. Zwar wird Bismarck als ein Halbgott angestaunt, der das alles vorher berechnet, aber mir werden so leicht keine Blender bereitet, und ich harre immer noch der wirklichen Lösung der deutschen Frage, die durch Preußens gegenwärtiges Verhalten wahrlich nicht erreicht werden wird.“ Es ist, als ob der preußische Thronfolger weder von dem klaren Bismarckischen Bundesreformplan, der am 10. Juni dem Bundestage vorgelegt wurde und das offen verkündete Programm seiner Politik bildete, noch von der französischen Einmischung, die allein die sofortige Ausdehnung der Reform auch über Süddeutschland hinderte, jemals etwas gehört hätte. Auch für den Ausgleich des Konflikts durch die hochherzige Bitte des siegreichen Königs um Indemnität hat der Sohn kein Wort. Die Annexionen erscheinen ihm nur als „eine traurige Notwendigkeit,“ doch verschließt auch er sich nicht der Einsicht, „was alles auf dem Spiele stand, wenn wir nicht siegten.“ Den Hannoveranern rechnet er es „hoch an, daß sie an ihrer vertriebenen Dynastie festhalten,“ obwohl er alle Demonstrationen in diesem Sinne für unnütz, ja für schädlich erklärt, und er bittet Curtius, ihm „in alter Vertraulichkeit“ „Winke über die Mißgriffe unsrer Beamten zukommen“ zu lassen, damit er vermittelnd eingreifen könne. Daß er seiner Trauer über den Tod seines Sohnes Sigismund, der am 18. Juni gestorben war, während der Vater schon im Felde stand, Ausdruck gibt, macht seinem Herzen Ehre, vermag aber den befremdenden Eindruck des Briefes nicht zu verwischen. Wie ganz verschieden stand doch Curtius diesen Dingen gegenüber! Am 15. März 1867 schrieb er dem Bruder: „Ich denke etwas nach Berlin zu gehn, um mich aus der alten in die neueste Geschichte zu stürzen und der Größe des Mannes zu huldigen, welcher die deutsche Geschichte vor dem Ausgang der griechischen bewahrt

hat.“ Auch andre Hoffnungen knüpfte er an die preußischen Erfolge. Als er am 16. Oktober mit dem Kronprinzen, der zum erstenmal nach der Katastrophe hannoverschen Boden betrat, von Göttingen nach Guntershausen fuhr, sprach er seinem „geliebten Böglinge“ den Wunsch aus, „daß Preußen in seiner neuen Stellung sich auch auf dem Gebiete der Pflege von Kunst und Wissenschaft durch wohlgeleitete Unternehmungen bewähre, und er versprach mir, die neu anzuregende Expedition nach Olympia kräftig zu befürworten“ (an Lepsius 26. November 1867). Schon war damals seine Berufung nach Berlin angeregt worden; zu Michaelis 1868 siedelte er dahin über und erstieg damit die Höhe seines Lebens.

Um so mehr hatte er Gelegenheit, seinen Plan zu betreiben. Doch der Ausführung trat der Krieg von 1870/71 hemmend in den Weg. Daß Curtius mit ganzem Herzen bei der deutschen Sache war, versteht sich von selbst. Er findet „die Bücherstube unleidlich,“ und er freut sich, „des Kronprinzen Briefe zu lesen, von dem ich aus lauterster Quelle weiß, daß er sich als Feldherr ganz vortrefflich benimmt, und dessen einfache Briefe davon zeugen, daß er seine militärische Aufgabe in echt menschlicher Weise auffaßt und keinen Augenblick etwas andres sucht als den Frieden“ (31. August). Mehrmals gab er in dieser Zeit seinen Empfindungen poetischen Ausdruck (Des Königs Auszug; Metz; An den Kronprinzen zum 18. Oktober; Weihnacht 1870). Den Kaiser durfte er gleich nach seiner Rückkehr am 17. März 1871 im Palais begrüßen. „Es ist rührend, schrieb er darüber am 18. März an seinen Bruder, den Alten zu sehen, wie er von seinem Siegesglück selbst ergriffen ist,“ und er feierte des Königs Heimkehr in einem warm empfundenen Gedicht.

Und nun kamen mit dem neuen Reich auch für ihn die Tage reichster Ernte. Im Herbst 1871 ging er zum erstenmal nach Kleinasien. In Athen trat auf seine Anregung und mit eifriger Unterstützung des Kronprinzen 1874 eine Zweiganstalt des nunmehrigen Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts in Rom ins Leben, am 25. April 1874 schloß er selbst im Auftrag des Reichs den Vertrag über Olympia zu Athen ab, und im Herbst 1875 begannen hier die Ausgrabungen. Im Januar 1878 hatte er das Glück, dem Kronprinzen, der „ganz begeistert für die Sache“ gewesen war (24. März 1874), die erste Photographie des Hermes übersenden zu können, der „Blüte und Krone aller Funde in Olympia.“ Wohl machte „der allen hellenischen Sympathien fernstehende Kanzler“ noch zuletzt Schwierigkeiten, indem er den Antrag auf einen Supplementarkredit von 90 000 Mark, der schon angenommen war und dem Bundesrate vorlag, kassierte (2. Februar 1880); da trat der alte Kaiser „aus eigenster Selbstbestimmung“ für Olympia ein, und er hat „am Ende noch 80 000 Mark für dieses Jahr herausgeschlagen“ (12. März 1880). Einen letzten Zuschuß von 20 000 Mark spendete eine Dame, wohl die Kaiserin Augusta; wenigstens blieb ihre Teilnahme nach wie vor dem Erzieher ihres Sohnes zugewandt. Sie hat noch am 29. Januar 1880 einer Festfizierung der Akademie beigewohnt, wo Curtius über die Entwicklung des preußischen Staats nach den Analogien der griechischen Geschichte sprach. Auch über Olympia hat er im Winter 1881/82 dem Kaiser zweimal Vortrag gehalten. „Das waren

wirklich einzige Stunden wegen des gemüthlichen Eingehens des alten Herrn auf den Gegenstand," schrieb er am 23. Dezember 1881.

Mit dem Kronprinzen selbst blieb er in freundschaftlicher Verbindung. So war er im März 1873 zugegen, als die Kinder zur Nachfeier des kaiserlichen Geburtstags den „Bürgergeneral“ Goethes aufführten. „Die beiden Kaiserenkel spielten mit großer Frische und geistigem Verständnis, und es war nicht uninteressant, den deutschen Thronerben mit der Jakobinermütze zu sehen und mit größter Zungenfertigkeit die Theorien von 1789 vortragen zu hören“ (26. März 1873). Der Entschluß des kronprinzlichen Elternpaares, diesem ältesten Sohne eine vollständige humanistische Gymnasialbildung zu geben und ihn zu Michaelis 1874 dem Lyceum in Kassel anzuvertrauen, erwuchs aus der innersten Überzeugung des Vaters. Als Prinz Wilhelm am 23. Januar 1877 sein Reisezeugniß erhalten hatte, schrieb der Kronprinz am 21. Februar an Curtius nach Athen, indem er ihm für seinen Glückwunsch dankte: „Lange hat mich nichts so glücklich gemacht als die Nachricht, daß mein Sohn sich das Zeugniß der Reise als Gymnasiast erworben und nun gleich allen Söhnen von Gebildeten befähigt erscheint, seinen selbständigen Gang durchs Leben zu unternehmen.“ Bescheiden erinnerte er sich dabei seiner eignen Schulzeit, „obwohl Wilhelm leichter als ich lernte und es mit achtzehn Jahren viel weiter brachte, als ich in jenem Alter vermochte.“ Am Tage seiner silbernen Hochzeit, 25. Januar 1883, ließ der Kronprinz „noch spät abends Curtius zu sich bitten,“ um ihm die Hand zu geben, und an ihn als einen stimmfähigen Ritter des Ordens pour le mérite wandte er sich „ganz im engsten Vertrauen,“ um für die Verleihung dieses Ordens an Gustav Freytag zu werben (26. Juni 1886).

Von der schmerzlichen Resignation des Kronprinzen in der Pein eines fast tatenlosen Stilllebens verraten die Briefe dieser Jahre so gut wie nichts. Die einzige Gelegenheit für ihn, volle Mannesarbeit zu leisten als Stellvertreter des Vaters nach den Attentaten von 1878, begrüßte auch Curtius mit Genugtuung. „Schön ist, wie Vater und Sohn jetzt einander so nahe stehen, schrieb er im Juli dieses Jahres, nach einem Teeabend bei der Großherzogin von Baden. Früher hatte letzterer immer die Sorge, sich mit nichts zu kompromittieren — jetzt steht er auf einmal mitten drin — er ist sehr ernst geworden, er macht aber einen sehr guten Eindruck.“ Aber diese Zeit der Tätigkeit ging rasch vorüber, und die Stimmung des Kronprinzen wurde immer düsterer, hoffnungsärmer, bitterer. Und nun brach das Unglück über ihn herein. Über diese traurige Zeit belehren mehrere Briefe. Raum selbst aus „der dunkeln Einsamkeit der Augenklinik“ entlassen, sprach Curtius am 28. Mai 1887 dem Kronprinzen seine Teilnahme an der Erkrankung aus, deren gefährlichen Charakter die deutschen Ärzte gleich damals erkannt hatten. Der Kronprinz dankte dafür am 13. Juni,^{*)} unmittelbar vor seiner Abreise nach England, in der Hoffnung auf Genesung. Aber sein nach langer Pause in San Remo am 17. November geschriebener Brief spricht schon von einer

^{*)} Das Datum des Briefes ist der 13. Juli, das ist aber entweder ein Schreib- oder ein Druckfehler, denn der Kronprinz reiste am 13. Juni ab.

„peinlichen Störung der Genesung“ und stellt diese nur noch als eine Möglichkeit hin, denn er wußte jetzt, schon seit dem 6. November, daß sein Leiden der Krebs sei. Tief erschüttert schrieb Curtius seinem Sohne am 25. Februar 1888 nach dem jähen Tode des Prinzen Ludwig von Baden: „Und was für Katastrophen gehen wir noch entgegen! Und wie wird das unsäglich Schwere dadurch noch so erschwert und verbittert, daß um das Krankenlager soviel Uneinigkeit, Verstimmung und Verbitterung herrscht!“ Die Rede, die er damals zum Geburtstage des Kaisers vorbereitet hatte, hielt er am 22. März dem Toten zum Gedächtnis, und der letzte Brief, den Kaiser Friedrich am 2. April an seinen alten Lehrer richtete, war ein herzlicher Dank für die Art, wie dieser, „der Sie jahrelang ein teures Mitglied unsers Hausstandes gewesen sind,“ namentlich das innere Leben des Vaters dargestellt habe. Wenig Tage später, am 8. April, haben sich beide zum letztenmal gesehen. Nach dem Gottesdienste in der Schloßkapelle von Charlottenburg ließ ihn der Kaiser zu sich kommen. „Er umarmte mich auf das herzlichste. Seine Haltung ist vorzüglich. Sein Gesicht zeigt eine wunderbar tief ergreifende Verbindung von Hoheit und Milde. Das Gespräch ist natürlich ein sehr behindertes, die kurzen Bleistiftnotizen sind in der Schnelligkeit schwer zu lesen.“ „Das unheimliche Provisorium“ dieser Monate peinigte auch ihn, „du kannst dir denken, wie mir dabei zumute ist,“ schrieb er am 10. Mai seiner Tochter Luise. Dann hat er auch noch diesem Kaiser aus tiefstem Herzen und vollster Kenntnis heraus die Gedächtnisrede vor der Universität gehalten. „Was haben wir in diesem Jahre nicht alles durchgemacht,“ schrieb er am 1. Januar 1889. „Mich durchbebt noch immer ein erschütterndes Gefühl, wenn ich aus den Schaufenstern der Läden, meinen Kronprinzen mich anblicken sehe und ich aller der Sorgen und Erwartungen gedenke, die auf dieses Leben gerichtet waren, das so im Mittelpunkte der Zeitgeschichte stand.“

Nun hatte sich von allen diesen Hoffnungen keine erfüllt, und niemand konnte davon schmerzlicher betroffen werden als Curtius, der sein Bestes diesem Fürsten zu geben bemüht gewesen war. Eine ganze Generation mit allen ihren Kräften und Idealen war auf dem Throne ausgefallen; auf den Großvater, der in der Luft der Freiheitskriege und des Absolutismus, umgeben von einer noch völlig im Neuhumanismus wurzelnden Bildung groß geworden war und sich noch ganz in der europäischen Politik bewegt hatte, folgte fast unvermittelt der Enkel, dessen Knabenzeit der Schlachtendonner unsrer Einheitskriege umdröhnt hatte, dessen entscheidende Bildungsjahre unter dem Eindrucke ungeheurer technischer und sozialer Umwälzungen standen, und den die Wucht der Dinge immer mehr zur Weltpolitik drängte. Und doch schließt sich die Gestalt Kaiser Wilhelms des Zweiten, die vor den Augen der Zeitgenossen immer höher emporwächst, folgerichtig an die ganze Entwicklungsreihe der Herrscher seines Hauses an. Denn der Sohn Kaiser Friedrichs vereinigt das vielseitigste geistige Interesse mit dem energischen Willen zur Macht und mit der Klarheit des Staatsmanns und des Militärs, in ihm hat sich in der Tat nach dem Ideal seiner Großmutter „preussische Prinzlichkeit“ in „deutsche Fürstlichkeit“ verwandelt, doch so, daß das spezifisch Preussische in das Deutsche

mit übergang, und insofern er diese Verbindung altpreussischer Straffheit mit der reichen deutschen Geistesbildung seinen Eltern verdankt, hat Curtius auch für ihn gearbeitet.



Aus einer französischen Zeitschrift

(Schluß)

2. Volkswirtschaft und Sozialismus



In volkswirtschaftlichen und sozialen Dingen haben in den Heften der Humanité Nouvelle meist, aber nicht ausschließlich, Sozialisten das Wort; doch gehören nur wenige von diesen zu den doktrinären und extremen. Wilhelm de Greef behandelt vom soziologischen Standpunkt aus das Geld-, Kredit- und Bankwesen und gibt in der Einleitung eine Begriffserklärung des Sozialismus, die diesen vollkommen rechtfertigen würde, wenn sie allgemein zuträfe. „Sozialismus ist die Reaktion der Gesamtheit gegen den Egoismus von Personen oder Klassen. Und zwar eine Reaktion der Gesellschaft, nicht des Staates, sofern man unter dem Staat die Regierung versteht, denn diese kann ebensowohl egoistisch als sozialistisch sein; sie kann persönliche und Klasseninteressen vertreten, allerdings aber auch das allgemeine Interesse im Gegensatz zu Partikularinteressen; und das zweite hat sie oft getan. Das ist die negative Wirksamkeit des Sozialismus. Um zu ermitteln, was er positiv leistet, muß man seine wesentlichen Bestrebungen von den Gestaltungen unterscheiden, die er im Laufe seiner geschichtlichen Entwicklung annimmt. Sein wesentliches Streben ist, wie wir sehen werden, darauf gerichtet, die Vermögensgleichheit zu erhalten oder wiederherzustellen und zu befestigen, dadurch das Familienleben sowie das ästhetische, das moralische und das Rechtsleben und als die Krönung des Ganzen die politische Selbstregierung zu sichern; alles dieses fördert zugleich die von der Hypertrophie einzelner Glieder der Gesellschaft gefährdete persönliche Freiheit.“ Der Verfasser zeigt ganz richtig, daß der Streit zwischen Sozialismus und Individualismus gegenstandslos ist, weil beide Erscheinungen nur Pole derselben Kraft sind, die anders als in der polaren Entzweiung gar nicht wirken kann, sodaß wir die eine ohne die andre weder zu denken noch zu definieren vermögen. Nur durch Abstraktion könne man ein einzelnes Lebens- element zum einzigen, zum absoluten machen. Darum sei auch die Form des Sozialismus, die man Kommunismus nenne, nur relativ, und in gewissem Grade in den Staatseinrichtungen eigentlich immer vorhanden. Wo er sich aber im Gegensatz zum Bestehenden geltend mache, da gehöre die Feindschaft gegen das Geld in jeder Form zu seinen charakteristischen Eigenschaften, weil Geld und Kredit die Vermögensungleichheit außerordentlich fördern. Sein soziologisches Lehrgebäude nennt der Verfasser Kontraktualismus; bei diesem Worte dürfe man aber nicht an Rousseaus Sozialkontrakt denken. Auf der untersten Stufe vollzogen sich die gegenseitigen Zugeständnisse als unbewußte Reflex-